

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 85.

Freitag, 12. April.

1929.

(4. Fortsetzung.)

Der Moro-Konzern.

Roman von H. Weirauch.

(Nachdruck verboten.)

In der Ferne erschien der von Pillau kommende Dampfer mit Kurs auf die Landungsbrücke von Zoppot. Diese war dicht besetzt von Menschen; denn die Ankunft des Schiffes ist für die Badegäste sowohl wie auch für die Einheimischen immer eine willkommene Unterbrechung des sonstigen Einerleis.

Zwei Laufstege glitten an Winden nieder. Der eine diente zum Verlassen des Dampfers; auf dem anderen gingen die Reisenden an Bord. Schnell waren die zahlreichen Gepäckstücke mit Winden an Deck befördert.

Dreimal heulte die Sirene durch die feuchte Luft; dann setzte sich der Dampfer wieder in Bewegung. Erst rückwärts, bis er von der Brücke abgekommen war, dann nach kurzem Stillstand scharf voran in flottem Bogen dem offenen Meere zu. Rufen — Winken — Lärmschwenken. Immer kleiner erschienen die Menschen an Bord, bis das Auge sie schließlich nicht mehr unterscheiden konnte. Nach wenigen Minuten war das Schiff nur noch als kleine Silhouette in der Ferne zu sehen.

Die drei Herren hatten sich einige der wenigen an Bord befindlichen Kabinen reservieren lassen und machten es sich dort bequem. Es war Mittag vorüber, und der Steward trug einen kräftigen Imbiß auf, dem die Freunde tüchtig zusprachen. Trotz des ungünstigen Wetters und des ziemlich hohen Seegangs befand sich die Mehrzahl der Passagiere an Deck. Auch die drei Herren ergingen sich nach beendeter Mahlzeit in der würzigen Seeluft. Bald aber machte sich bei ihnen eine starke Ermüdung bemerkbar, was nach den Strapazen der letzten Tage nicht verwunderlich war, und sie zogen sich in ihre Kabinen zurück, um der Ruhe zu pflegen.

Die zwischen Pillau und Stettin verkehrenden Dampfer sind nicht zum Übernachten eingerichtet. Außer den wenigen auf Deck angebrachten Kajüten gibt es nur Gesellschafts- und Restaurationsräume, in denen sich die Reisenden bei schlechtem Wetter und bei Nacht aufhalten können.

Gegen Abend erhoben sich die drei von ihren Lagerstätten. Das Wetter hatte sich verschlechtert. Der Wind kam scharf aus nordwestlicher Richtung und peitschte einen kalten Regen über das Deck, so daß die Passagiere in den unteren Räumen Schutz suchten. Ein Versuch der drei Freunde, im Rauchzimmer eine Abendmahlzeit zu halten, schlug fehl. Dorthin hatten sich eine Anzahl seetranter Herren geflüchtet, die den Aufenthalt zur Unmöglichkeit machten. Die drei sahen sich daher genötigt, in Ruspens Kabine zu speisen.

Es wurde spät, und der Wind hatte sich zum Sturm verstärkt. Scharfe Sturzseen spritzten vom Bug her über das Schiff. Die Dunkelheit war vollständig, und das Deck hatte sich gänzlich geleert; alles hatte sich nach unten geflüchtet, wo die Seekrankheit schwere Opfer forderte.

Moro schlug vor, noch einen Gang über das Deck zu machen. Ruspens war einverstanden, während Kraatz das Wetter zu schlecht fand und lieber in der Kabine zurückblieb. Moro nickte ihm zu, und die beiden gingen ins Freie. Man konnte in der herrschenden Dunkelheit keine drei Schritte weit sehen; aber dem Reeder machte es Freude, sich bei solchem Wetter an Deck zu bewegen.

Er ging voraus, und Moro folgte, sich an der Reeling haltend, nach. Der Wind pfliff in der Latelage und drückte den Rauch auf das Deck, sodaß der Aufenthalt dort nichts weniger als angenehm war.

Moro war froh, als der Reeder den Rückweg nach den Kabinen antrat. Durchnäht langten sie dort an, und Kraatz war erschrocken, als er die beiden in diesem Zustande sah. Er hatte eine neue Flasche entkorkt, da er vermuten konnte, daß sie nach dem Spaziergang in der kalten Nacht noch das Bedürfnis nach einem Schluck Wein haben würden. Man stieß an und trank. Bald darauf lehnte sich der Reeder zurück und erklärte, müde zu werden. Nach kurzer Zeit war er auf seinem Stuhle eingeschlafen.

Um sieben Uhr morgens näherte sich das Schiff Swinemünde. Das Wetter hatte sich aufgeklärt und die Sonne brach durch die Wolken. Die Passagiere sammelten sich auf Deck und besprachen die überstandene Nacht. Vielen stand die durchgemachte Krankheit noch auf dem Gesicht geschrieben. Zur Linken sah man die Küste der Insel Wollin mit dem Seebad Misdroy vorüberziehen, während in der Fahrtrichtung die Umrisse von Usedom sich nach Norden gegen Kügen zu verloren. Die Stewards waren den Reisenden beim Heraustragen des Gepäcks behilflich, und überall sah man rege Tätigkeit.

Als der Dampfer in die schmale Fahrtrinne zwischen Usedom und Wollin einlief, brach die Sonne in ihrem vollen Glanze durch die Wolken. Das Schiff legte bald darauf an, und der Strom der Passagiere ergoß sich an Land.

Fast alle Reisenden hatten bereits den Dampfer verlassen, als dem auf der Kommandobrücke stehenden Kapitän das Gebaren zweier Herren an Deck auffiel. Sie blickten sich wiederholt nach allen Seiten um, als suchten sie jemand, dann eilten sie in die Kabinen, um mit dem Ausdruck der Ratlosigkeit wieder zurückzukehren. Schließlich wandten sie sich an einen Mann vom Schiffspersonal. Der suchte die Achseln, als bedauere er, keine Auskunft geben zu können. Als der Kapitän sich erkundigte, was los sei, kam einer der Herren zu ihm auf die Kommandobrücke herauf und teilte ihm mit, er vermisste einen Reisegefährten, mit dem er gestern von Zoppot aus den Dampfer benützt habe. Es war Moro, der Vermißte aber war Ruspens.

„Der Herr kann aber doch nicht einfach verschwunden sein!“ wandte der Kapitän etwas polternd ein, „vielleicht hat er das Schiff schon verlassen, und die Herren haben das übersehen.“

„Das ist ausgeschlossen“, bemerkte Kraatz, der inzwischen auch herangetreten war, „ich habe dicht an der Reeling gestanden und alle Reisenden aussteigen sehen. Ich hätte den Herrn bestimmt bemerken müssen; außerdem ist ja sein ganzes Gepäck noch da. Wir waren eben in seiner Kabine.“

„So ist ihm vielleicht an Bord etwas zugestoßen“, meinte der Kapitän, „Wilsms, lassen Sie doch unten in allen Räumen nachsehen, ob da noch ein Herr ist. Sie haben gehört, worum es sich handelt. Wie hieß doch der Herr?“ wandte er sich wieder an Moro.

„Ruspens. Er ist Norweger, Reeder. Ein breiter, gelesener Mann mit glattrasiertem Gesicht.“

„Sehr wohl, Herr Kapitän, ich lasse alles durchsuchen.“

Moro und Kraak blieben unterdessen beim Kapitän, der noch verschiedene Fragen stellte und seinen Ärger über den leidigen Zwischenfall nur schlecht unterdrückte. „Kann es nicht etwa ein Scherz sein?“ fragte er schließlich. „Vielleicht ist der Herr längst von Bord und wollte Ihnen nur einen Schreck einjagen.“

„Das wäre ein recht schlechter Spaß“, entgegnete Moro, „im übrigen ist, wie wir ja festgestellt haben, das ganze Gepäc noch da.“

Inzwischen meldete der Vorhin auf die Suche nach dem Vermissten gesandte Mann, man habe niemand gefunden, alle Räume seien durchsucht.

„Es ist doch nicht denkbar, daß der Herr über Bord gefallen ist. Sie waren doch, soweit ich verstanden habe, mit ihm zusammen, bis er sich zur Ruhe legte?“

„Bis ein Uhr etwa waren wir, Herr Kraak und ich, in der Kabine des Herrn. Damit verließen wir ihn, da er zur Ruhe gehen wollte. Ob er dann noch einmal seinen Schlafraum verlassen hat oder nicht, kann ich natürlich nicht sagen.“

„Nun, wie dem nun auch sei, ich muß die Herren jedenfalls bitten, den Vorfall zu Protokoll zu geben.“

Die Befundungen der Herren, welche getrennt vorgenommen wurden, deckten sich in allen Punkten. Da Verdachtsmomente gegen die beiden nicht vorlagen, so wurden sie entlassen. Das Gepäc des Verschwundenen wurde beschlagnahmt.

Gegen Mittag trafen Moro und Kraak in Berlin ein. Über den Verbleib des Reeders, in dessen Wohnung sie sofort anriefen, war dort nichts zu erfahren.

Der Gedanke des Kapitäns, es könne sich bei dem Verschwinden des Reeders vielleicht um einen Scherz handeln, stellte sich, wie nicht anders zu erwarten gewesen war, als ein Irrtum heraus. Wenige Tage nach dem unheimlichen Ereignis wurde die Leiche des Vermissten in der Nähe von Kolberg ans Ufer gespült.

Einige Fischer machten den traurigen Fund. Sie erklärten bei ihrer Vernehmung übereinstimmend, in den Taschen des Ertrunkenen hätten sich an Geld nur einige Silberstücke befunden, Noten seien nicht vorhanden gewesen. Es lag kein Grund vor, den Aussagen dieser Leute zu misstrauen, und so wurde die Wahrscheinlichkeit, daß man es mit einem Verbrechen zu tun hatte, größer, obwohl der Körper keinerlei Merkmale von Gewalt zeigte.

Anfänglich hatte man die Vermutung gehabt, der Reeder könnte infolge des genossenen Alkohols und des hohen Seegangs über Bord gestürzt sein. Das Fehlen einer größeren Geldsumme jedoch, die der Vermisste nach den Aussagen Moros und Kraaks bei sich geführt hatte, bewirkte, daß dieser an sich wenig wahrscheinliche Gedanke wieder fallengelassen wurde.

Der Verdacht lenkte sich naturgemäß zuerst auf die beiden Begleiter des Reeders, und diese wurden verschiedenen eingehenden Verhören unterzogen. Man erfuhr von ihnen, daß die von dem Norweger mitgeführten Summen ganz erheblich gewesen sein mußten, da er sich in den Spielsälen des Casinos in Zoppot mit großem Glück an verschiedenen Roulettischen betätigt hatte. Dieser Umstand war geeignet, die Ermittlungen der Behörden zu erschweren, denn es lag auf der Hand und wurde auch übereinstimmend von den beiden Reisebegleitern des Reeders bestätigt, daß eine größere Anzahl von Besuchern der Spielsäle Zeugen der hohen, von ihm erreichten Gewinne gewesen waren. Es mußte damit gerechnet werden, daß von dieser Seite das Verbrechen an dem Reeder verübt worden war.

Der Verdacht gegen Moro und Kraak, der ohnehin auf schwachen Füßen gestanden hatte, da die beiden in besten finanziellen Verhältnissen lebten und außerdem mit dem Verstorbenen auf freundschaftlichem Fuße verkehrt hatten, mußte also daher fallengelassen werden, und das Interesse wandte sich der Frage zu, ob unter den Passagieren des Dampfers sich solche befunden hatten, die in den Spielsälen in Zoppot auf irgendwelche Art Kenntnis von den großen Gewinnen des Norwegers bekommen hatten.

Die Ermittlungen in dieser Richtung nahmen viel Zeit in Anspruch und waren zudem naturgemäß schwierig, denn wie sollte man zum Beispiel einem Besucher des Clubs nachweisen, daß er von dem Glück des Reeders gewußt hatte. Die Vernehmungen zogen sich in die Länge, da immer neue Zeugen gehört werden mußten.

So blieb trotz aller Bemühungen der zuständigen Stellen und trotz Aussetzung einer beträchtlichen Belohnung für sachdienliche Mitteilungen das über dem traurigen Vorgang lastende Dunkel ungeklärt.

Auffallend schien es in weiten Kreisen, daß so kurz nacheinander zwei Menschen auf unerklärliche Weise ums Leben gekommen waren, die als reich begütert bekannt waren und außerdem mit dem Finanzmann Moro in naher Verbindung gestanden hatten. Trotzdem glaubten die Behörden dieser Tatsache ein besonderes Gewicht nicht beimessen zu dürfen, da solche Duplizitäten in kriminellen Dingen schon manchmal beobachtet worden waren.

Es braucht nicht erwähnt zu werden, daß von seiten der Freunde und Bekannten Moros jede Äußerung sorgsam vermieden wurde, die den Gedanken an einen Argwohn hätte aufkommen lassen können. Auch da, wo ein solcher vielleicht vorhanden war, würde man ihn nie ausgesprochen haben, da man sich das Wohlwollen des gesellschaftlich gesuchten Mannes nicht verscherzen wollte.

Trotzdem sollte Moro von diesem Gedanken Kenntnis bekommen und zwar von einer Seite, von der er es am wenigsten erwartet hätte. Katharina von Hollen, kurz Katscha genannt, lebte seit zwei Jahren im Hause des Finanzmannes. Anfangs in einer Art abhängiger Stellung, hatte sie sich durch ihr lebenswürdiges und taktvolles Wesen bald die Herzen des Moroschen Ehepaars gewonnen. Hinzu kam, daß man zwischen den Familien von Hollen und Moro eine, wenn auch entfernte Verwandtschaft festgestellt hatte. So war es kein Wunder, daß das reizende Mädchen allmählich zur Familie gerechnet wurde.

Als dann eine schwere Entfremdung die Wege der beiden Ehegatten trennte, ohne daß die Ehe geschieden worden wäre, ergab es sich von selbst, das das vornehme Mädchen die zahlreichen gesellschaftlichen Pflichten des großen Haushalts übernahm. Sie tat das in so feinfühligem, dezenter Weise, daß Moro, dessen Gattin fast ständig auf Reisen war, sich ihr zu aufrichtigem Dank verpflichtet fühlte.

Als Nichte des vielbeschäftigten Mannes verstand sie es, dem durch das Fehlen der Frau vereinsamten Haushalt die Wärme zu geben, die sowohl für die Mitglieder einer Familie, wie vor allem für Gäste eine Vorbedingung des Wohlbefindens bedeutet. Andere Vermutungen, die man etwa an die Beziehungen Moros zu seiner jungen Verwandten knüpfen möchte, waren reine Erfindung und konnten nur böswilligen Zungen ihre Entstehung verdanken. Katscha von Hollen war die Tochter des bekannten Oberst von Hollen, der sich als Kavallerieführer im Feldzug in Rumänien hervorgetan hatte. Durch die Inflation hatte der Offizier sein ganzes Vermögen verloren, und sein bald darauf eingetretener Tod hatte das Mädchen, dessen Mutter schon früh gestorben war, in eine finanziell wenig günstige Lage versetzt. So war sie ins Haus der Familie Moro gekommen.

(Fortsetzung folgt.)

Erster Ansehtuf.

Aus halbem Wachen bin ich aufgeschreckt.
Was hat mich heut' so frühe doch geweckt?
Ein Vogel rief durchs trübe Morgenwehn,
Sein Stimmeln wollt' in Jubel fast vergehn.
Und schwoll und wuchs in Liebesüberfluß
Und schmeichelte wie meines Kindes Kuß.
Und plötzlich riß das fahle Dämmergrau,
Aufstand der Tag wie eine junge Frau.

Ludwig Bäte.

Der ägyptische Krach.

Von Liesbet Dill.

„Die gnädige Frau ist ausgegangen.“

Der Diener, der Herrn Paul den Pelz in der Halle abnimmt, macht ein unverschämtes Gesicht dazu, denn er weiß, daß er mit dieser Mitteilung seinen Herrn ärgert. Herr Paul ist der gutmütigste Mensch der Welt, aber wenn er um sechs Uhr aus dem Geschäft heimkommt und sein Haus leer findet, das kann er nun mal nicht leiden. Er macht auf dem Absatz Kehrt, läßt sich den Pelz wieder umgeben, legt den Schlüssel auf die linke Seite, was Sturmanzeichen bedeutet und sagt: „Ich esse heute in der Stadt“, schlägt hums die Haustür hinter sich zu und preßt dem Chauffeur.

In der Nähe ist ein kleines, stilles Lokal, wo man ein gutes Pilsner bekommt, dort ist man ungestört und dort läßt er sich nieder. Herr Paul ist verstimmt. Es ist ihm etwas über die Leber gelaufen, denkt die Kellnerin, zu der er sonst so freundlich ist. — Und so ist's. — Heute morgen am Kaffeetisch hat es nämlich einen Familienkrach gegeben, keinen großen, nur so einen gewöhnlichen Montagsmorgenkrach, der manchmal aus heiterem Himmel kommt. Diesmal kam er aus Ägypten. . . . Seine Frau ist gestern Abend von Paris zurückgekehrt, mit vielen Schachteln und Koffern beladen, und hat ihm geheimnisvoll gesagt: „Du, ich hab' dir was mitgebracht.“ Jeder freut sich, wenn ihm jemand etwas mitbringt, auch Herr Paul hat sich gefreut und er hat erwartungsvoll zusehnd, was aus der Tiefe des Koffers ausgewickelt und vor ihn aufgestellt wurde. Aber als er sein Gesicht erblickte, war er tief enttäuscht. Es war nämlich eine graue, ägyptische Vase mit Hieroglyphen. Herr Paul kann Schriften nicht leiden, die man nicht lesen kann. Und er hat Hieroglyphen nicht gelernt. Da er die Vase, die ihm von seiner Familie gemacht werden, hinterher doch bezahlen muß, hat er sich erkundigt, was denn diese graue Vase gekostet hat und als er den Preis erfuhr, ist er aufgefahren und im Zimmer herumgerannt und hat gesagt: „Dafür hättest du ja einen Perser gekriegt! Einen echten Perser! Solche Töpfe hat meine Mutter einen ganzen Keller voll gehabt, da hat sie Sauerkraut drin eingelegt oder Gurken — die hat man bei uns in Breslau auf dem Markt gekauft, ich hab' sie oft genug heimtragen müssen. Aus Paris kann man doch andere Sachen mitbringen, als so einen dummen, grauen Topf.“

Da ist seine Frau aufgefahren und hat gesagt, er könne Gott danken, daß sie so etwas entdeckt hat, die Vase sei über tausend Jahre alt und er verstehe nichts von Kunststücken. Sie hat die Vase geküßt und eingewickelt und gesagt, sie ginge damit zum Museumsdirektor, um sie taxieren zu lassen. Dann hat sie etwas fest die Tür hinter sich zugemacht und Herr Paul ist ins Geschäft gefahren. Aber das hat an der Tatsache nichts geändert. Er war erbozt, daß seine Frau immer etwas „Ägyptisches“ kaufen muß, obwohl sie doch genau weiß, daß er „Ägyptisches“ nun mal nicht mag und mag es tausend Jahre und noch älter sein, er muß immer gähnen, wenn er eine Büste sieht mit einer steinernen Schinze drin. Das Ägyptische liegt ihm nun mal nicht. Er ist in Paris nie ins ägyptische Museum gegangen und in Berlin hat er sich die ägyptische Abteilung im Friedrich-Museum nie angesehen. Auf ihrer Hochzeitsreise haben sie bereits deshalb Streit bekommen, den ersten Zwist, weil Herr Paul seine Frau allein ins ägyptische Museum geschickt hat und er ist in ein Lokal gegangen, wo man ein gutes Bodbeer bekommt, denn das war damals etwas Seltenes in Paris. Seine Frau aber meinte: „Bodbeer kannst du zu Hause noch genug trinken, aber dieses Museum muß man gesehen haben.“

Und gerade das hat ihn gebozt. Etwas, das man „gesehen haben muß“, kann Herr Paul nicht ausstehen. Er ist jeglichem Zwang abhold und deshalb soll man ihn damit in Frieden lassen. Aber die Frauen sind nun mal so. Und während er dasist und darüber nachbrütet, wie es kommt, daß die Frauen ebensowenig aus der Vergangenheit lernen wie die Könige aus der Geschichte, kommen zwei Freunde in das Lokal und setzen sich zu ihm an den Tisch. Sie haben zu Hause dasselbe erlebt, ihre Damen sind ins Kino oder sonstwohin gegangen und sie sind Strohwitwer. Man beschließt, den Abend zusammen zu verbringen, nebenan in dem russischen Restaurant gibt es heute frischen Kaviar und Rebhühner.

Der Kaviar im russischen Restaurant ist frisch und die Rebhühner sind ausgezeichnet, Herr Paul läßt eine Flasche roten Wein aus dem Keller bringen, bei der es dann nicht bleibt — und es wird sehr spät. Da man von Selt immer Durst bekommt, gehen sie dann noch ins Löwenbräu, wo es Bodbeer gibt, und von dort aus fährt man in ein Café. Von dem starken Kaffee wird man aber so wach, daß sie noch unbedingt ein Pilsnerbräu aussuchen müssen. Und da der Abend sowieso angebrochen ist, enden sie schließlich in einer

Morgenbar. Herr Paul beginnt gar keine Lust, nach Hause zu gehen. Immer, wenn die Freunde ausbrechen wollen, hält er sie fest. Er will nicht heim. Alles Zureden hilft nichts. Herr Paul hält sich am Stuhl fest und behauptet, ins ägyptische Museum ginge er nicht. Da sei's ihm zu kalt. Was hat er nur damit? Er stellt sich wirklich sonderbar an. Man muß schon den Wirt zur Hilfe holen und den Hausknecht, um ihn loszuweisen. Mit großer Mühe wird er in dem Auto verladen und sie fahren nach Hause, übergeben ihn dem Hausmann, scheiden den Diener aus dem Schlaf und schaffen ihn gemeinsam in das Fremdenzimmer. Es ist besser, niemand zu hören, bei Frauen hilft es ja nichts, wenn man die Uhr verstellt, sie sind doch immer wach.

Als sie zu Viert durch den Gang kommen mit dem sich verzweifelt wehrenden Herrn Paul, der vor dem ägyptischen Museum einen furchtbaren Schreden zu haben scheint, stolpert einer über ein Paket, das im Flur steht. Es fällt hin und es gibt Scherben.

„Was ist das? — Laßt es liegen“, sagt Herr Paul, „macht es nicht auf, bemüht euch nicht, das ist — ein Sau — er — traut — topf . . . da legt meine Mutter — Salsgurken drin ein . . .“

Sie kleiden ihn aus und er schläft sofort ein, ohne das Bewußtsein wiedererlangt zu haben.

Am anderen Mittag begegnen die Freunde Herrn Paul auf der Laurentienstraße. Aber er sieht so sonderbar aus. Sein Hut sitzt wieder auf Sturm, er hat ganz kleine Augen und einen roten Krater auf der rechten Wange.

„Nanu“, sagen die Freunde, „hast du eine Säbelmenschur gesucht?“

Aber Herr Paul winkt ab. „Das versteht ihr nicht — es hängt mit etwas — Ägyptischem zusammen — aber davon versteht ihr nichts — ihr habt euch ja nie für Altertümer interessiert.“

Der Abreißkalender.

Von Heinz Scharpf.

Er hängt an der Wand oder er steht auf dem Schreibtisch. Jeden Morgen reißt eine Hand ein Blatt von ihm ab, ein Datum, einen Tag, es ist wie ein Riß in das Leben. Niemand weiß, wann der letzte erfolgt.

Auf jeder dieser kurzfristigen Zeitquittungen sind die Feste der Katholiken, der Protestanten und der Juden verzeichnet. Darunter findet sich ein Speisezettel.

Da liest man: Montag: Bouillon mit Ei. Lungenbraten mit Rubeln. Kompott. Ruspierln. — Dienstag: Kartoffelsuppe. Rumpsteak mit pommes frites und roten Rüben. Biskuitroulade. — uft. Tag für Tag. Woche für Woche die verschiedensten Gerichte. So ein Kalender verfügt über eine reiche Abwechslung.

Aber merkwürdig, man kann noch so oft und genau ablesen, was es zu Mittag gibt, es stimmt nie überein mit dem, was man in Wirklichkeit vorgelegt bekommt. Der Kalender äßt einen böse. Die Hausfrauen kochen nicht nach seinen Prognosen, es wird nie und nirgendwo kalendertisch vom Blatt weg gegessen.

Ich weiß nicht, welcher Koch diese Speisezettel verfaßt und für wen sie bestimmt sind, aber er verdirbt damit den Reuten den Brei. Denn er macht einem die Zähne lang nach einer Ragoutsuppe, russischen Eiern, Schweinsbraten mit Butterkartoffeln und Krautsalat, und was bekommt man dann aufgetischt? — Einen mageren Schmarren!

Ah, ich finde, das ganze Leben gleicht einem solchen Abreißkalender.

Man steht am Morgen auf, reißt an den Blättern der Erinnerung und sieht nach, was es heute geben könnte? Deutlich steht einem dann vor Augen: Ein Zeichen der Liebe. Eine wohlverdiente Anerkennung. Ein längst fälliger Dankesbrief. Die Rückzahlung einer alten Schuld. Und was trifft von alledem ein? — Ein Schmarren!

Der Tag hält auch hier nicht, was man sich am Morgen von ihm verspricht. So schön ist manches auf dem Papier zu lesen, man freut sich schon auf einen fetten Braten, einen süßen Bissen, auf was ganz Exquisites, dann kommt die Wirklichkeit und spuckt einem böse in die Suppe. Man ist froh, wenn man statt des Huhns im Topfe kein anrüchiges Ei hineingelegt bekommt.

Zum Schlusse sieht man da und nimmt die Tage, wie sie unter den Tisch fallen, die Stunden, wie sie am Leben vorbeiziehen, der Mensch hat zum Glück einen guten Magen, er gewöhnt sich auch an den Schmarren, wenn ihm nur nach lauren Wochen die Hoffnung auf frohe Feste bleibt, für die der Kalender wiederum ganz besondere kulinarische Genüsse übrig hat. So zum Beispiel zur Winterszeit: Steinwilsuppe. Spargel mit Butter. Gebratene Schnecken mit Tomatensalat. Erdbeeren mit Schlagahne.

* „Das Schloß in Münster.“ Eine Sinfonie von Leben, Tod und Unsterblichkeit. Von Hubert Kaudern. (Verlag von F. Brückmann, A.-G., München.) Wie der Untertitel der Schrift andeutet, beabsichtigt der Verfasser keine kunsthistorische Würdigung des bekannten Schlaun'schen Barockbaues. Er will vielmehr den in dem plastischen Schmutz niedergelegten Ideen nachspüren. Diese Ideen kleiden sich dem Geschmack der Zeit entsprechend in allegorische Gewandung und kommen an vielen Bauten vor, wenn auch nicht in solchem Reichtum. Aber die Art, wie der Verfasser die weit verästelten, den ganzen Bau umranken- den Gedanken entwirrt, muß als sehr reizvoll bezeichnet werden. Das Thema der Sinfonie lautet: Das Leben steigt auf, das Leben steigt nieder, aber Unsterblichkeit verleiht dem Helden der Künstler. Die Fassade hat drei Teile gleich drei Säulen. Die Monate kennzeichnen das auf- und absteigende Jahr, desgleichen die Zeichen des Tierkreises. Am Mittelrisalit wird der Hauptgedanke durch die vier Jahreszeiten noch einmal zusammengefaßt. Aber dem Portal droht Kronos, der Gott der Zeit und des Todes. Aber auf dem Dach über der Uhr, dem Sinnbild der Vergänglichkeit, triumphiert Nike als Siegerin über den Tod. An der Westfront begegnen wir einer ähnlichen Symbolik, nur steht hier im Mittelpunkt das Leben, umgeben von den Tageszeiten und den Planetengöttern. Die Monographie ist verdienstvoll, weil sie weite Kreise in das Geistesleben des Barock einzuführen vermag. Sehr zu rühmen ist das vorzügliche Abbildungsmaterial. W. B.

* „Am Heimatborn“, Erzählungen von Wilhelm Wittgen. (Verlag von J. Biermann, Barmen.) Unter diesem Titel schenkt uns einheimischer Volkschriftsteller W. Wittgen seiner Lesergemeinde ein neues Buch und bereichert damit die Volksliteratur um ein wertvolles Stück. Es enthält eine Reihe von neun Einzelerzählungen, die in der Hauptsache historische Begebenheiten aus der nassauischen Geschichte zum Hintergrunde haben, wie u. a. „Am die Altburg“ oder „Auf der Armenruhnhöhe“ und „Der letzte Landgraf“. In allen diesen Geschichten weiß Wittgen mühelos den echten Volkston zu treffen. Selbst ein Landkind aus runfelsch Wever, ist ihm das Volkstum von seiner frühesten Jugend an Gegenstand ersten Studiums gewesen. Er bewachte das Landvolk in seinem Tun und Treiben, Denken und Fühlen, Lieben und Hasen, machte sich seine Sprache zu eigen. Dazu kommt, daß die Erzählungen des Verfassers frei sind von allem oratorischen Prunk und durch ihren einfachen Aufbau fesseln.

* „Die moderne französische Lyrik von 1870 bis zur Gegenwart“, Studie und erläuterte Texte. Von Prof. Dr. B. Klemperer. (Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.) Klemperers neues Werk ist die willkommene Ergänzung zu seiner „Modernen französischen Prosa“. Die einleitende Studie leuchtet zunächst hinein in die Entwicklung des französischen Verses bis in ihre verborgensten Feinheiten, in die Bedeutung namentlich, die der Musikalität in der modernen französischen Dichtung zukommt. Sie verfolgt die allmähliche Herausbildung des „Poème en prose“, der charakteristischsten Erscheinung der modernen französischen Literatur bis zurück auf Montaigne, „Invocation“ und Rabelais' rhythmische beschwingte Prosa. Der zweite Teil der Studie weist die einander ablösenden Strömungen der modernen französischen Lyrik auf, vom Überkommenen zum reinen und aufsteigenden Symbolismus zu Aktivismus, Auflösung und neuer Festigung. Und dann kommen die französischen Dichter selbst zu Wort in einer Auswahl, die um so willkommener sein muß, als sie dem Deutschen die so schwer erreichbaren Schätze der neuen französischen Lyrik zugänglich macht.

= „Musikpädagogische Bibliothek“, herausgegeben von Leo Kestenberga. Es fehlte bisher noch in der Literatur an einem Hilfsmittel, sich die Grundregeln der neueren Musikpädagogik zu eigen zu machen. L. Kestenberga, der Musikreferent im Preussischen Kultusministerium, hat jetzt hervorragende Fachleute veranlaßt, das Gebiet der musikalischen Pädagogik, von einheitlichen Gedanken aus, in modernem Sinne zur Darstellung zu bringen. Drei wertvolle Bände liegen vor: Heft I: „Das Volkslied in der Schule“, von Prof. H. S. Moser. Moser läßt uns 14 Schulstunden miterleben. Erste Stunde: Ida singt in der Zwischensunde übermütig: „Ja, die Männer sind alle Verbrecher!“, die andern Mädchen fallen ein: „Aber lieb, aber lieb sind sie doch!“ Die Lehrerin tritt rasch ein,

lachend: „Na, ihr könnt wohl die Singbegeisterung garnicht mehr bändigen, weil gerade jetzt Musik im Stundenplan steht! Aber was war denn das für ein Lied?“ ... In solch lebendiger Weise wird die „Stunde“ aufgenommen und der Begriff „Volkslied“ und „Schundlied“ deutlich entwickelt; ähnlich so wird weiterhin „Volkslied“ und „Kunstlied“ besprochen und in 14 „Stunden“ wird alles berührt, was die Geschichte, Entstehung und Pflege des Volksliedes angeht. Wo es auf höhere Ziele in dieser Materie abgesehen ist, werden die Schüler der höheren Klassen zum Frage- und Antwort-Austausch herangezogen. Alles ist anschaulich und anregend behandelt. Heft II: „Altaemeine Pädagogik und Musikpädagogik“, von E. Preukner, behandelt die Beziehungen zwischen beiden Disziplinen, wobei die organische Entwicklung und Struktur der Musikpädagogik besonders klargelegt und für die heutige Musikerziehung als wichtig herausgearbeitet ist. 3. Band: „Melodielehre“, von Waldemar Boehl. Hier werden die musikalischen Seelen vor die neuartige Aufgabe gestellt, ihr Musikhören auf den melodischen Bewegungsablauf einzustellen. Dem Musiklehrer sind praktische Winke gegeben, wie schon der Elementar- und Instrumental-Unterricht im Sinne der modernen Musikpädagogik gestaltet werden kann. Diese „Bibliothek“ soll weiter fortgesetzt werden. (Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig.) O. D.

* „Der Gang der Kultur über die Erde.“ Von Prof. Dr. A. Hettner. (Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.) Drei von vorgefaßten Tendenzen, zeigt der Verfasser in induktiver Untersuchung, von den Rassefragen ausgehend, den Fortschritt der Lebensformen. Vom Stadium der Primitiven hat dieser Weg über das der Naturvölker, der sesshaften und nomadischen Halbkulturvölker zu dem einer Kultur in höherem Sinne geführt. Aus den „alten“ Kulturen ging die antike Kultur der Mittelmeerländer hervor, und diese wieder wurde der Ausgangspunkt für die europäische, die sich endlich zum wirtschaftlichen und geistigen Allgemeinut der Erde erweitert, zugleich aber den Wettkampf und Daseinskampf der Völker aufs höchste gespannt hat.

* Dusan A. Loncarevic: „Jugoslawiens Entwicklung“. (Amalthea-Verlag, Wien.) Die geschichtlichen Vorgänge, welche innerhalb eines elfjährigen Zeitraumes zu einer ständigen Verschärfung der Beziehungen zwischen Serbien und Österreich-Ungarn und schließlich zum Weltkrieg führten, werden von dem ehemaligen Vertreter der kaiserlichen europäischen Nachrichtenagenturen in Belgrad, Dusan A. Loncarevic, in diesem Werke in chronologischer, übersichtlicher Weise dargestellt. Von besonders aktuellem Interesse ist das Kapitel über die nationale Einigung der südlichen Slaven. Zu ihr führen die serbische Revolution, die serbisch-kroatische Koalition, politische Prozesse, die die Popularisierung der jugoslawischen Einigungsfrage beschleunigten. Hierbei erfahren wir auch Authentisches über die Ermordung des Königs Alexander und der Königin Draga Obrenovic. Durch die ungewöhnliche Fülle historischer Daten und durch eine vornehmlich auf Grund der Tagesberichte des Autors verfaßte Darstellung der Ereignisse präferiert sich das durch Illustrationen reich ausgestattete Buch nicht nur als ein erstklassiges, unentbehrliches Quellenwerk für den Geschichtsforscher, Diplomaten, Staatsmann und Publizisten, sondern auch als eine äußerst instructive Lektüre für den Politiker, Kulturhistoriker und Volkswirtschaftler und das große intelligente Publikum.

* Heinrich Pier: „Wärmetechnik und Warme-wirtschaft im Kleinwohnungsbau“. (Munz & Co., G. m. b. H., Verlag, Leipzig.) Ofen- und Zentralheizungsanlagen aller Art, Fernheizungswerke für Wohnkolonien bespricht Heinrich Pier in diesem Buche und gibt dem Laien wie dem Fachmann wertvolle Ratschläge über Art und Betrieb der Heizungsanlage und über die Wirtschaftlichkeit der verschiedenen Mauerwerksarten.

* C. H. Sillekamps: „Der Phantast“. (Heega-Verlag, Schweidnitz und Breslau.) Mit dem „Phantasten“ setzt Carl H. Sillekamps die große Linie der „psychologischen Novelle“ fort. Der „Phantast“ ist das Buch vom Jüngling für den Jüngling oder auch das Buch von der Trunkenheit, dem Traum und dem Hunger der Jugend, bevor Erfüllung und die große Ernüchterung sie dem Alter überantworten.

* „Turn' dich gesund mit Rundfunkgymnastik“, von Dr. Paul Laven. (Südwestdeutscher Funkverlag, Frankfurt a. M.) Das Gymnastikbuch der Sender Frankfurt a. M. und Kassel erläutert in einer Reihe flott und amüsant geschriebener Kapitel einmal im Zusammenhang die Abfolge der Gymnastik mit vielen Bildern und Zeichnungen.